

IM SPIEGEL DER ZEIT

Gemeinden und Versammlungen

Tendenzen neuer Gemeinschaftsbildungen in der Kirche

„Im Laufe dieser Jahre habe ich die Kirche in meiner Erfahrung als Mensch, als Christ, als Ordensmann, als Priester und dann als Oberer einer Gemeinschaft und schließlich als eine tragende Kraft eines neuen Typs kirchlicher Gemeinschaft gelebt, die durch die Suche nach neuen Ausdrucks- und Existenzweisen in der Welt geprägt ist. Ich lebe sie. Ich träume sie“. Diese Worte des bekannten französischen Zisterziensers B. Besret¹ könnten heute viele Christen ohne weiteres auf sich beziehen. An vielen Orten träumt man von einer neuen Kirche. Man träumt sie nicht nur, man spricht von ihr, man diskutiert über sie, man beginnt sie zu leben. Ihre Gestalt ist noch nicht besonders deutlich. Einig ist man sich eigentlich nur darin, daß sie anders auszusehen habe als die alte, bisherige. Die unbefragte Selbstverständlichkeit, mit der man in der Kirche jahrhundertlang nur einen Typ von Gemeinde, nämlich den der Territorialpfarrei, gelten ließ, sei dahin². Man brauche aber deshalb nicht zu trauern. Unsere Zeit sei reich an Entwürfen und Plänen.

Man versammelt sich nur, um sich zu trennen

Natürlich muß man sich vor Vereinfachungen hüten. Aber es gibt Vereinfachungen, die dazu beitragen, das Wesentliche zu sehen. Will man die Gestalt der Kirche, von der B. Besret träumt, charakterisieren, so scheint das Motto, das wir über diese Zeilen gesetzt haben, zumindest nicht abwegig. Lassen wir ihn selbst sprechen: „Sollen wir das Wort ‚Gemeinde‘ (communauté) aus unserem Vokabular verbannen? . . . Das Wort ‚Gemeinde‘, so sehr es heute verwendet wird, hat kein Äquivalent im Urchristentum. Was den Ausdruck ‚christliche Gemeinde‘ betrifft, der ist wegen seiner verschiedenen politischen, soziologischen und rassischen Anklänge so zweideutig, daß man ihn besser niemals anwenden sollte. Letzten Endes kennt der Christ, nach der inneren Logik seines Glaubens, keine andere Gemeinschaft als die Totalität der Menschheit. Eine christliche Gemeinde zu konstituieren ist ein fragwürdiges Vorhaben, das ständig das Risiko eingeht, auf die eine oder andere Weise in einem Getto zu enden. Im Neuen Testament spricht man von Versammlung (assemblée) oder von Vereinigung (communion)“³.

¹ *Wenn die Nacht wie der Tag leuchtet. Realutopie einer neuen Kirche.* Lahn-Verlag Limburg 1971, 10.

² Vgl. dazu den frühen Aufsatz von K. Rahner, *Friedliche Erwägungen über das Pfarrprinzip*, in: *Schriften zur Theologie* III, Einsiedeln 1955, 299–337.

³ *Cultures et Foi. Cahier Numero 25, Janvier-Fevrier 1973*, 8; differenzierter und kritischer wird das Anliegen aufgegriffen in dem Buch *Zum Thema eine Kirche – eine Menschheit* (Eine ökumenische Arbeitsgruppe unter Leitung von P. Bläser und H. H. Wolf). KBW Stuttgart 1971; vgl. auch J. Ratzinger, *Die christliche Brüderlichkeit*, München 1960.

Das ist allerdings nur eine Seite dieses Kirchenbildes. Sosehr diesem Charismatiker eine Kirche, die durch materielle Mittel, durch einen ausgebreiteten bürokratischen Apparat, durch eine fortdauernde Körperschaft (deren Privilegien man verteidigen muß) belastet ist, wie ein schmerzlicher Verrat am Geist des Evangeliums erscheint, ebenso sehr erscheint ihm die Auflösung der Kirche, der Rückzug des Jüngers Jesu auf sein menschliches Leben in der Gesellschaft gefährlich und illusorisch. „Daß wir uns von Zeit zu Zeit zu kirchlicher Vereinigung einfinden, um uns einander durch das Anhören des Evangeliums aufzuwecken, um unsere vielförmigen Ausdrücke desselben Glaubens zu vergleichen, um uns in Schwierigkeiten zu unterstützen, die Ursachen unserer Freude zu teilen, uns zu wundern und Dank zu sagen, das scheint mir für ein Leben nach dem Evangelium wesentlich zu sein“⁴. Aber man versammle sich nur, um sich zu trennen. Die Institutionen, die sonntägliche Versammlung, die Wortverkündigung, die Sakramente usw. hätten zum Ziel das Bewußtwerden der Gabe des Hl. Geistes, im Hinblick auf die Errichtung der Gemeinschaft aller Menschen in Christus. Es komme darauf an zu glauben, daß die Gegensätze nicht das letzte Wort der Geschichte seien, zu glauben, daß der Geist den Menschen die Kraft schenke, die Liebe in all den Kämpfen und Konflikten triumphieren zu lassen.

Jedenfalls hat Besret, um eine Bemerkung von H. Küng aufzugreifen, immer noch den Mut, das zu verlangen, „was jeder Rotary- und Lyonsclub zu fordern den Mut hat: eine Stunde Zeit in einer geschäftigen Woche, für Gott selbst und uns, für die Besinnung auf unser Leben in seinem Licht, für Dank, Lob und Fürbitte inmitten der Gemeinschaft, die nur dann warhaft eine Kirche (‘ekklesia’ = Versammlung) genannt zu werden verdient, wenn sie sich überhaupt noch versammelt“⁵. In diesem Zusammenhang darf man erwähnen, daß man bei allem Verständnis, das man in den Niederlanden dem „alleinwohnenden (außerhalb der Kommunität lebenden) Ordenschristen“ entgegenbringt (sie sind in diesem Land inzwischen über 1000 an der Zahl, davon etwa 500 Patres und eine noch größere Anzahl von Schwestern sowie einzelne Brüder und Fratres), auf enge und regelmäßige Kontakte mit kirchlichen Kommunitäten nicht zu verzichten bereit ist⁶.

Im Unterschied aber zu der Mentalität einer katholischen Binnenwelt, die in manchen Diasporagebieten gepflegt wurde, wo man die Distanz betonte und sich verpflichtet fühlte, anders zu sein als die anderen, kennt das Kirchenbild von Besret keine bergenden und abwehrenden Mauern. Mit Recht hat man seinem Buch „Schlüssel zu einer neuen Kirche?“ in der deutschen Übersetzung den Untertitel „Realutopie einer neuen Kirche“ gegeben. Sein Denken ist radikal eschatologisch und offensichtlich fasziniert von Gal 3, 28: „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid ‚einer‘ in Chri-

⁴ A. a. O. ebd.

⁵ *Was in der Kirche bleiben muß* (Theologische Meditationen 30). Benziger Verlag Einsiedeln 1973, 48.

⁶ *De uitwonende religieus. proeve van een pastorale benadering van het verscheinsel „alleenwonen“ bij religieusen.* Autor: M. E. Gemmeke O. Carm. Herausgeber: het Dioceesaan Pastoraal Dienstencentrum Aartsbisdom Utrecht, Winter 1972/73, S. 13. 14.

stus Jesus“. Seine These für das Doktorat in der Theologie hatte den bezeichnenden Titel „Inkarnation oder Eschatologie?“. Ebenso bezeichnend erklärt er nun aufs neue⁷: „Nichts ist schlimmer als ein Christ an der Macht, der glaubt, den Geist zu inkarnieren!“ Deutlicher kann man sich seine Ansicht kaum noch wünschen: „Das Ideal wäre eine Kirche ohne einen eigenen Raum, ohne irgendeine feste Dienststelle, eine Kirche, die in den ‚Häusern des Volkes‘ (Volkshochschulen, Kulturhäuser etc.) der Stadt Gläubige versammelte, die ihr Glaube an Jesus um Amtsträger der Einheit vereinigt, bei denen man um so weniger versucht wäre, sie mit der Kirche zu identifizieren, als sie die Autonomie ihres häuslichen, beruflichen und politischen Lebens bewahrten“. Scheinbar selbstzerstörerisch versichert er seinen vermutlich erschrockenen Lesern: „Es bedarf des erneuten, reinigenden Durchzugs durch die Wüste. Doch müßte er in Freiheit vollzogen werden, anstatt daß er durch irgendeinen der Kirche feindlichen Cyrus ihr aufgezwungen würde, der doch ein Gesandter Gottes wäre“.

Es versteht sich von selbst, daß Besret seine Intuitionen einsichtig zu machen sucht und weiter entfaltet, obwohl er keine wissenschaftliche Abhandlung schreiben will. Gegen den Vorwurf, eine desinkarnierte Kirche zu predigen, würde er sicher dialektisch antworten: „Die Kompetenz ohne den Geist ist entsetzlich gefährlich... Der Geist ohne die Kompetenz aber bleibt wirkungslos“. Besret besitzt immer noch einen kircheneigenen Raum. Es ist das Kloster von Boquen in der Bretagne, ganz auf dem Lande gelegen und doch zum Treff- und Sammelpunkt von Menschen geworden, die eine neue Kirche wollen. Das Kloster wurde zur „kirchlichen Communio“. Damit ist nicht die Gemeinschaft von Ordensleuten gemeint, die zusammenleben, „sondern die viel breitere Gruppe all derer, die am gleichen Geist teilnehmen, an derselben Einstellung gegenüber Dingen und Menschen. Dieser Geist von Boquen besagt Freiheit, Befreiung vor allem der schöpferischen Phantasie, und leidenschaftliche Suche nach Echtheit in Worten, Gesten und Zeichen“.

Basisgruppen und Hausgemeinden

In der Kirche von heute wächst offenbar die Einsicht, daß die reglementierte Betreuung der Menschen gewissermaßen von oben her die spontane Aktivität von unten zumindest nicht unterdrücken darf. „Die Kirche der Zukunft wird eine Kirche sein, die sich von unten her durch Basisgemeinden freier Initiative und Assoziation aufbaut. Wir sollten alles tun, um die Entwicklung nicht zu unterbinden, sondern zu fördern und sie in die richtigen Bahnen zu leiten“. Das ist nicht bloß so etwas, wie ein selbstverständlicher Ratschlag, sondern angesichts der verbreiteten Kirchenmüdigkeit und des fehlenden religiösen Elans auch so etwas wie eine letzte Hoffnung, die sich auf eben diese Basisgruppen richtet, die diesseits und quer zu den herkömmlichen Strukturen und amtlichen Zuständigkeiten aufgebrochen sind. Freilich werden sie zuweilen als lästige Dränger, als Enthusiasten

⁷ Die folgenden Zitate finden sich in: *Wenn die Nacht wie der Tag leuchtet*, a. a. O. 166, 168 f., 164, 195.

oder religiöse Schwärmer kritisiert, und doch mutet man ihnen vieles zu. Manchmal werden sie fast wie ein Alibi vorgezeigt: schaut, wie die schon totgesagte Kirche lebt! Aber im Grunde ist man sich einig: „Die Kirche wird nur dasein, indem sie immer neu wird durch die freie Glaubensentscheidung und Gemeindebildung der einzelnen inmitten einer eben nicht von vornherein christlich geprägten profanen Gesellschaft“ (K. Rahner).

Vom Neuen Testament her ist eine grundsätzlich positive Einstellung zu diesen Basisgruppen nicht schwer zu begründen, wie u. a. F. J. Schierse trotz unnötiger ironischer Übertreibungen („Es mutet wie ein Treppenwitz der Weltgeschichte an, daß ausgerechnet die römische Gemeinde, die in den folgenden Jahrhunderten das Prinzip der apostolischen Sukzession und der hierarchischen Autorität so streng betonen sollte, nachweislich von keinem Apostel ins Leben gerufen wurde“) gezeigt hat⁸. In der Tat müssen wir uns von der Vorstellung freimachen, als sei im Urchristentum alle Aktivität zur Gemeindegründung und -organisation von den Aposteln ausgegangen. Irgendwie standen gewiß alle seelsorglichen Arbeiten im Zusammenhang mit den Säulen der Urgemeinde, was jedoch keineswegs besagt, daß alles, was in der frühen Kirche geschah, auch unmittelbar vom Zwölferkreis geplant und angeregt wurde. Immer wieder waren es auch Menschen, die aus eigener Initiative bzw. vom Heiligen Geist (nicht aber von der Hierarchie) angetrieben ans Werk gingen. Prominentestes Beispiel ist übrigens Paulus selbst, der es zunächst als ehemaliger Christenverfolger schwer hatte, in der Kirche Anerkennung zu finden und als Außenseiter galt.

Von Bedeutung ist weiterhin die Erkenntnis, daß als ältestes Modell christlichen Zusammenlebens die Hausgemeinde zu gelten hat. Die antike Familie war nicht etwa wie bei uns Seelsorgsobjekt einer vorgegebenen Pfarrei, sondern oft Ausgangspunkt und Zentrum der sich bildenden christlichen Gemeinden. Bekannte Beispiele sind die Häuser des Aquila und seiner Ehefrau Priscilla in Korinth (Apg. 18, 2) und Ephesus (1 Kor 16, 19; Röm 16, 3), das Haus der Maria von Jerusalem (Apg 12, 12) und der Lydia in Philippi. In größeren Städten hat es sicher mehrere Versammlungsräume gegeben. Von Jerusalem berichtet die Apostelgeschichte, daß sich die Gläubigen in den einzelnen Häusern zum Brotbrechen und zur Wortverkündigung trafen (2, 46; 5, 42). In Korinth dürften auch die Häuser des Stephanus (1 Kor 16, 15) und des Gajus (Röm 16, 23) der Gemeinde zur Verfügung gestanden haben. Die Existenz von Hausgemeinden ist für die nachapostolische Zeit ebenfalls noch nachweisbar, ist im Grunde immer (man denke an die Klöster!) eine legitime Form christlichen Zusammenlebens geblieben und hat einen unbestreitbar segensreichen Einfluß auf die Gesamtkirche ausgeübt. Freilich tendierte die kirchliche Entwicklung bald auf Zentralisation und episkopale Überwachung der Gemeindebildungen. Diese war zum Teil notwendig, weil gefährliche Elemente unter Kontrolle gebracht werden mußten, erklärt sich auch daraus, daß die Gemeinden ihre ursprüngliche Lebendigkeit verloren hatten und nicht böse waren, viele Pflichten und Aufgaben auf Amtsträger abschieben zu

⁸ *Von der Hausgemeinde zur Weltkirche*, in: *Kirche-Kader-Konsumenten. Zur Neuorientierung der Gemeinde* (Hrsg. M. Enkrich, A. Exeler), Grünewald, Mainz 1971, 56–67.

können. Natürlich muß man sich hüten, die ältesten Modelle der kirchlichen Organisation als die besten anzusehen. Ebenso falsch aber wäre es, sie als Notformen einer jungen oder verfolgten Kirche abzuwerten und für die heutige Zeit als irrelevant zu erklären. „Heute, da es gilt, aus bloßen kirchlichen Verwaltungsbezirken wieder lebendige Einheiten zu erwecken, könnte das urchristliche Modell der Hausgemeinde neue Impulse vermitteln“.

Zu ähnlichen Ergebnissen wie Schierse kommt auch E. Haulotte in einer ausführlicheren Darstellung der neutestamentlichen Basisgruppen, ihrer – wie er sich ausdrückt – Koordination und Profile⁹. Für ihn heißt christliche Gemeinschaft vor allem: Beziehung zum Realen, Öffnung und Offenheit, Unterscheidung der Geister, Dienen, Einheit im Geist, Gütertausch, die Verkündigung konkret aufnehmen, die Eucharistie wirklich feiern, bewegliche und fließende Gruppen bilden. Er versucht zu zeigen, wie die Gemeinschaften im NT die Folge alltäglicher, scheinbar zufälliger Ereignisse sind (das Ereignis ist der Lehre immer vorangegangen), wobei er großen Wert auf die Feststellung legt, daß schon kleinste Zellen (zwei oder drei Personen) Kirche sind, wenn sie sich im Namen Jesu versammeln. Der Geist wehe innerhalb und außerhalb der Gemeinschaften, obgleich sie nicht vom Windhauch jeder Lehrmeinung ergriffen werden dürften. In jeder wirklichen Gemeinschaft gäbe es die Verpflichtung zur gegenseitigen Diakonie.

Das Entscheidende in diesen Gemeinschaften sei aber das Wirken des Geistes Gottes, der den Menschen aus einer gewissen Ein-Dimensionalität auf eine nicht vorhersehbare und doch bestimmte Weise herausreißt. „Die Kunst des Geistes ist es, die Gegensätzlichkeiten zueinander in ein Verhältnis zu bringen und aus der Differenz eine Beziehung, einen Weg zur Einigung zu schaffen“. Selbst kleinste Gruppen, in denen die Versöhnung der Gegensätze versucht wird, könnten so zu dynamischen Zentren der Befreiung werden. Die biblische Verkündigung würde etwa nach dem Vorbild des Paulus im Geist einer Freiheit gelesen, die, so meint Haulotte, von unserer sogenannten erneuerten Liturgie nicht einmal annähernd erreicht sei: gemeinsam sucht man den Sinn, den die aktuellen Ereignisse der Hl. Schrift geben, oder umgekehrt, man entdeckt den Sinn, den eine Lesung einer gerade erlebten Situation verleiht.

Mit anderen Worten: Im Unterschied zu einer großen Kirche mit festen Normen (auf seßhafter Grundlage) und stereotypen Riten seien die Gruppen, die das NT zu beobachten erlaube, beweglich. Es seien Durchgangsorte (*lieux de passage*), sie seien offen für andere und durch eine gewisse Leichtigkeit (*légèreté*) der Strukturen gekennzeichnet, die keine neuen Probleme schaffen, indem sie sich in einer Art sakraler Gesetzmäßigkeit über das Leben stützen und ohne Beziehung zur Wirklichkeit bleiben. Solche christliche Gemeinschaft könne nicht das Werk menschlichen Willens und seiner Reflexion sein. Sie setze zuerst eine Gabe voraus, die durch nichts ersetzt werden könne: ein Pfingstereignis¹⁰.

⁹ *Unites de base selon le nouveau testament*, in: *Cultures et Foi*, Janvier-Fevrier 1973, 11–28.

¹⁰ Vgl. dazu die wohlwollende Stellungnahme der amerikanischen Bischöfe zu den katholischen Pfingstbewegungen in den USA bei E. Mederlet/K. McDonnell, *Charismatische Erneuerung der katholischen Kirche*. Ökumenische Akademie Schloß Craheim 1972, 37 ff.

Haben die Orden versagt?

Fraglos entsprechen diese Vorstellungen einem heute sehr verbreiteten Empfinden. Institutionen sind notwendig und zugleich gefährlich. Wie die Erfahrung zeigt, haben religiöse Institutionen und Strukturen oft noch mehr als andere die Tendenz zu erstarren und dabei zeitbedingte Formen des Denkens und Handelns absolut zu setzen. Deshalb hat die Kirche stets die Bildung charismatischer Gruppen, wie z. B. der Orden, nicht bloß geduldet, sondern gefördert. Leider aber sind diese Gemeinschaften, die sich in ihren Ursprüngen gerade durch besondere schöpferische Phantasie auszeichneten, später oft einer juristischen Erstarrung erlegen und gelten heute vielfach eher als Vertreter eines toten Reglements denn als charismatische Bewegungen. Man mag diese Phänomene als Tragödie oder als Komödie empfinden, fragt man, warum heute gerade die Orden so sehr unter Nachwuchsmangel leiden, dann ist der uniformistische (schwarze!) Kommunismus, der in ihnen herrschte, sicher als einer der (im übrigen zahlreichen und verschiedenartigsten) Gründe zu nennen. Die Menschen wehren sich instinktiv gegen übertriebene Gemeinschaftsideale, welche schöpferische Freiheit oder persönliche Entfaltung verhindern. Man mag einwenden, daß die Ordensbewegungen doch eine mahnende Erinnerung an das seien, was eigentlich durch die Kirche werden solle: Brüderlichkeit, Gütergemeinschaft, Dienst am Nächsten, Freiheit durch Verzicht. Es heiße also im Grunde ein unaufgebbares christliches Ideal dem Individualismus und der Bürgerlichkeit preisgeben, würde man hier gleich von Kommunismus und Uniformismus reden. Nicht das Ideal der Ordensleute, sondern der Egoismus der Bürger sei zu kritisieren. Aber Übertreibungen schlagen oft ins Gegenteil um.

Betrachten wir ein Beispiel aus dem außerkirchlichen Raum: die 1909 geborene Idee des Kibbuz („zusammenfassen“, „umschließen“) in Israel. Wie die Kibbuzim buchstäblich als Oasen in der Wüste entstanden sind, so bilden sie gleichsam Oasen praktizierter sozialistischer Demokratie in der politischen Landschaft Israels, die sich ansonsten von der des Westens nicht wesentlich unterscheidet. In seiner Praxis zeigt der Kibbuz etliche Parallelen zum christlichen Kloster. Die Vergleichbarkeit beginnt beim Noviziat, bei der Stimmberechtigung im Konvent, beim Führungsstil und reicht bis zum prinzipiellen Verzicht auf alles Privateigentum, ja bis zur Gehorsamspflicht, bis zum Verzicht auf persönliche Macht – das Keuschheitsgelübde gibt es freilich nicht. Dürfen wir einem Zeitungsbericht Glauben schenken, dann steckt auch dieses Gemeinschaftsideal schon wieder in einer Krise¹¹. „Die kühne Hoffnung der Gründergeneration, in den Kollektivsiedlungen die Keimzellen eines gemeinwirtschaftlich organisierten und deshalb moralisch höher-

¹¹ Vgl. den Artikel von H. Eisenreich, *Erinnerungen an das, was sein soll. Hat sich die Idee des Kibbuz in Israel überlebt?* in: Die Welt 31. 3. 1973 Seite I der Beilage (Die geistige Welt).

^{11a} Vgl. die Infragestellung des Familienmodells bei Olivier du Roy, *Moines aujourd'hui – une expérience de réforme institutionnelle*. Paris 1972, bespr. in dieser Ztschr. 45 (1972) 478; außerdem K. Neumann, *Taizé und die Krise der Orden*, in: Orientierung 1972, 99–101.

wertigen Staatswesens geschaffen zu haben, ist unerfüllt geblieben; im Gegenteil: Während Israel ein Wirtschaftswunder ganz im kapitalistischen Stil erlebt, erleidet die Kibbuzbewegung eine geistige Krise, die in der personellen Stagnation nur ihren sichtbaren Ausdruck findet . . . Ob der Kibbuz denn in diesem Wohlfahrtsstaat und in dieser Konsumgesellschaft noch eine Funktion habe, eine Zukunft, und wenn, wie er seiner Funktion für die Zukunft gerecht werden könne. Erstaunlicherweise plädiert man allenthalben für eine Öffnung zur ‚Außenwelt‘, für eine Annäherung oder Angleichung an die Usancen und Mechanismen dieser ‚Außenwelt‘ . . . Weil wieder einmal sich gezeigt hat, daß Unverwirklichbarkeit ein Charakteristikum der Utopie ist, neigt die Tendenz sich zu dem Verwirklichbaren hin, wie wenn dieses verwirklichtbar wäre ohne die Utopie“.

Die Erstarrung und die Krise der Orden in der Kirche mag ähnlich oder größer sein wie die der israelischen Kibbuzim. Vielfach sind sie schwerlich die Keimzellen der künftigen Gesellschaft. Aber sie könnten Stacheln im Fleisch sein und uns hindern, lediglich aus der Not des Pluralismus und der Sinnlosigkeit des bloßen Konsums die scheinbare Tugend der Phantasie und der Freiheit entstehen zu lassen. Das ist freilich weder von Besret noch von seinen Freunden beabsichtigt, wohl aber zu bedenken: In unserer Zeit, da die Menschheit am selbstproduzierten Überfluß sowohl zu ersticken als auch zu verhungern droht, könnten gerade die Orden doch eine Antwort geben, indem sie im Sinne von Apg 2, 44 anstreben, was sie wollten, das Ideal einer christlichen Gemeinschaft: „Alle, die gläubig geworden waren, hielten zusammen und hatten alles gemeinsam“. Aus der Not des pluralistischen Individualismus sollte man nicht bloß eine Tugend machen. Die Schwierigkeiten des Gemeinschaftslebens müßten nicht zur Resignation, sondern zur Reform führen.^{11a}

Die Neigung zur Integration

Neue Gruppen finden größeres Interesse als reformierte. Aber nicht zu Unrecht entziehen sich diese Gruppen der bloßen Neugier, die keine Bereitschaft zum Lernen zeigt. Jede ist verschieden von der anderen, jede hat eigene Fragestellungen, eigene Experimente, eigene Probleme. Kleinere Gruppen, z. B. Priester, oder Seelsorgeteams, mehr oder weniger vom Christentum inspirierte Kommunen, Wohngemeinschaften mit unterschiedlichem Hintergrund und Ziel sind zweifellos zahlreich¹²; größere hingegen, die ganz aus dem herkömmlichen System einer Territorial-Pfarrei oder einer gewöhnlichen Ordensfamilie herausfallen, scheinen seltener zu sein.

Einem breiten Publikum schon seit langem bekannt, aber immer wieder anregend ist die sogenannte Integrierte Gemeinde in München (neuerdings mit einer „Filiale“ in Hagen i. W.). Sie soll hier nicht im einzelnen vorgestellt werden, das

¹² Beispiele bei N. Hepp (Hrsg.), *Neue Gemeindemodelle*, Wien 1971; J. Sudbrack, *Realität – Phantasterei – Skepsis. Zur vita communis des Priesters*, in: Theol.-praktische Quartalschrift 120 (1972) 3–22; vgl. außerdem: A. Schmidt, „*Lord's Family*“ – *Erfahrungsbericht einer Kommune*, in: Neues Hochland 64 (1972) 516–534; H. J. Geppert, *Gruppenabschied vom Pastorat*, in: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt 13. 5. 1973 Seite 9.

ist anderswo schon zur Genüge geschehen. Es geht hier um die Betrachtung zweier besonderer Akzente des Christlichen, die diese Gemeinschaft kennzeichnen (zu ihr gehören inzwischen etwa 200 Personen aller Altersstufen).

Da sind einmal die sogenannten Integrationshäuser, in welchen zahlreiche Gemeindemitglieder etwa in Form einer Art Großfamilie zusammenleben. Anders als Besret – man erinnere sich an den ersten Teil dieses Berichtes – kennt die Leitung dieser Gemeinde keine Scheu, eine Integration aller Mitglieder „zu einem Leib“ anzustreben¹⁸. Im Gegenteil! „Die Mitarbeit in der Gemeinde erfolgt freiwillig und umsonst. Dafür aber ist die Gemeinde insgesamt verpflichtet, ihre sozialen Probleme und Schwierigkeiten vom Gesamt der Gemeinde her zu lösen, Alte und Kranke völlig in das Leben der Gemeinde zu integrieren und, wenn nötig, dafür auch finanzielle Mittel einzusetzen . . . Die Existenz des sogenannten Integrationshauses ist dem Bestreben der Gemeinde zu verdanken, wirtschaftlich, kulturell oder sozial den Aufbau der Gemeinde zu fördern. Sechs bis zwölf Gemeindemitglieder wohnen in einem Haus zusammen, um dadurch Geld und Zeit für die Gemeinde zu gewinnen, da sich durch eine bestimmte Form der Wohngemeinschaft rationeller arbeiten und leben läßt“. Der enge Zusammenschluß im Sinne eines Conviviums war nicht von Anfang an beabsichtigt, nicht zu Unrecht aber wurden die Häuser der Integrierten Gemeinde als christliches Beispiel des sogenannten Kommunen-Phänomens in der heutigen Gesellschaft gewertet. Jedenfalls stellt sie bezüglich des Zusammenlebens hohe, nahezu totale Ansprüche. Das Ziel der Integration ist eine radikale Einheit von Leben und Denken, Glauben und Handeln, Alltag und Feier, Kirche und Welt, Für-sich-Sein und Für-die-andern-Sein. Deshalb ist die Gemeinde weder im eigentlichen Sinn hierarchisch noch demokratisch verfaßt. Man versucht über alles mit allen zu reden und schließlich nach langen Beratungen eine weitgehende Einmütigkeit zu erreichen. Es gibt einen Verbindungsmann zur Erzdiözese München, aber ihr Verhältnis zu den herkömmlichen Formen der Pfarrgemeinde ist – nach Auskunft von Frau Wallbrecher, die die Gemeinde entscheidend führt – „von der Not bestimmt, wie die Großkirche und der Anspruch des Neuen Testaments zusammengebracht werden können“.

Auffällig ist zweitens die Theologie der Gemeinde. Zentral ist der Satz, „daß sich die Königsherrschaft Gottes in der konkreten Gemeinde zu verwirklichen habe und nur hier erfahren werden könne“. Sie beklagt, daß die Großkirchen die Dimension der Naherwartung des Heiles vernachlässigt hätten. Die Parusie des Herrn werde jetzt schon in der täglichen Geschichte der Gemeinde erfahren. Eine Religiosität, die sich im Suchen und Erwarten Gottes erschöpfe, wird abgelehnt. Gott sei in Jesus schon gekommen, und die Gemeinde dürfe sich als der Ort dieser Ankunft verstehen, insofern in ihr das Zeugnis der Einheit von Gottes- und Nächstenliebe gelebt werde. Vordergründig gesehen macht ihre Theologie oft den Eindruck einer dauernden Selbstreflexion der Gemeinde über die Gemeinde. Sinn und Un-sinn solcher Art Theologisierens sind kaum auf Anhieb zu scheiden.

¹⁸ Vgl. T. Wallbrecher, *Die integrierte Gemeinde in München*, in: *Kirche-Kader-Konsumenten*, a. a. O. 89–97.

Fragt man, was diese Gemeinschaft für die moderne Gesellschaft so anziehend macht, so ist wohl zuerst die Herausforderung eines sinnvollen Engagements, das Verzicht nicht scheut, zu nennen. Von Bedeutung ist aber auch die relative Geborgenheit, die tägliche Anerkennung durch Gesinnungsgenossen und die Erfahrung von Liebe und Einmütigkeit, die den Menschen inmitten des isolierenden Pluralismus divergierender Lebensräume eine neue Heimat finden läßt; eine gewiß positiv zu wertende Erfahrung, die heute von vielen auf freilich verschiedene Weise gesucht wird. Hier aber ist zumindest eine Gefahr zu sehen, die nicht als ängstliche oder arrogante Kritik mißverstanden werden sollte, die R. Pesch grundsätzlich so formuliert hat: „Die ‚Freiwilligengemeinde‘, die aus Spontangruppen, Kreisen, Personalgemeinden, Kerngemeinden allenthalben wächst und zu der die Territorialpfarreien vielerorts schrumpfen, muß sich vor der Überforderung ihrer Mitglieder (theologisch gesprochen: vor der Gefahr neuer Gesetzlichkeit und sublimen Werkgerechtigkeit) hüten . . . So wohltuend das Charisma wirkt, das in lebendigen Gruppen freigesetzt wird, so erfrischend das Wehen des Geistes neu erfahren werden kann, wo die *salus animarum*, das konkrete Wohl der Menschen, wieder zur *suprema lex*, zum obersten Gesetz, erhoben wird, so gefährlich kann die oberflächliche Geringschätzung institutioneller und rechtlicher Elemente sein. Institution und Recht sind der Boden von Spontaneität und Freiheit, zu ihrem Schutz gesetzt“¹⁴. Die Fragen, die J. Chr. Hampe an die Integrierte Gemeinde richtete, treffen m. E. ins Schwarze und zeigen doch zugleich, daß man nicht Mängel auf der einen Seite zugunsten von Fehlern auf der anderen aufs Korn nehmen sollte: „Ist die IG nicht, da sie sich als gelebte Heilsgeschichte versteht, ihr eigener Schlüssel? Liegt der Ort der Offenbarung nicht in ihrer Mitte, in dem auf sich selber bezogenen Glauben, daß eben hier in der Integrierten Gemeinde in München . . . der Herr handelt und darum sein Wille abgelesen werden kann? Aber wenn wir, diese naheliegende Frage auf den Lippen, in die Gemeinde gehen, merken wir, daß es deren eigene Frage ist. Es geht um eine kleine Akzentverschiebung von ungeheuren Folgen. Erst in der Gemeinde spürt man, wie stark im Zuge der neueren Kirchengeschichte das Zentrum nach außen verlegt wurde. Glauben ist fast völlig zum Hoffen geworden . . . Wie richtig das zweifellos auch ist, so erinnert uns die IG doch mit Recht in ihrer Existenz an die Gegenwart des größer erhofften Heils“¹⁵.

Thesen und Stellungnahmen

a) Es besteht kein Zweifel, daß die Frage nach der zukünftigen Gestalt der christlichen Gemeinde heute vielerorts als äußerst dringlich erkannt wird. So heißt es in der Erläuterung der „Rahmenordnung für die pastoralen Strukturen im Bistum“, die von der Sachkommission IX der deutschen Synode vorgelegt wurde: „Es zeigt sich heute immer deutlicher, daß Pfarrei und Dekanat in der bisherigen

¹⁴ *Die kleine Herde. Zur Theologie der Gemeinde*. Styria Verlag, Graz, Wien, Köln 1973, 32.

¹⁵ *Versuch, das Heil miteinander zu leben. Bericht von der „Integrierten Gemeinde“ in München*, in: *Zeitwende*, Januar 1973, 15–26.

Form und Größenordnung nicht mehr in der Lage sind, die Ziele des pastoralen Dienstes zu verwirklichen. Die Auseinanderentwicklung des Wohnens, der Arbeit, der Bildung und der Freizeit sprengt die Geschlossenheit des Dorfes und des Wohnbezirks und mindert damit die Wirksamkeit und soziale Bedeutung der Pfarrei. Das gesellschaftliche Leben bezieht sich auf größere Räume. Die Pfarrei im überlieferten Sinne erreicht zum Teil nur noch die immobilen Bevölkerungsgruppen¹⁶. Die Notwendigkeit einer Großraumpastoral hat auf der anderen Seite das Verlangen vieler nach der überschaubaren Gemeinde mit engen persönlichen Kontakten ins Bewußtsein gehoben. Das Problem der „Rahmenordnung“ besteht allem Anschein nach darin, daß sie einerseits das Entstehen und Wachsen neuer, lebendiger Gemeinden und Basisgruppen fördern will und ihre Bedeutung für die Kirche der Zukunft hervorhebt, andererseits aber auf die notwendigen Querverbindungen zwischen den verschiedenen Gruppen, Einrichtungen und soziologischen Ebenen um der Einheit der Kirche willen großen Wert legen muß. Dieser innere Zwiespalt spiegelte sich verständlicherweise bei der kritischen Diskussion wider, die der Vorlage auf der Vollversammlung der Synode im Mai 1972 zuteil wurde. Es geht im Grunde um eine bessere Verwirklichung der drei großen Sozialprinzipien, besonders des Subsidiaritäts- und des Solidaritätsprinzips. Die Vorlage wurde von der Synode mit 179 Ja-Stimmen (von insgesamt 244) an die Kommission zur weiteren Bearbeitung überwiesen.

Von privater Seite hat u. a. der Soziologe O. Schreuder 10 Thesen zur Strukturreform der Kirche vorgelegt¹⁷, die auf den ersten Blick infolge ihrer Aggressivität und ihrer für viele Theologen ungewohnten Einseitigkeit der soziologischen Gesichtspunkte wenig diskutabel erscheinen. Sie fordern als organisatorischen Rahmen der zukünftigen Pastoral die Großraumseelsorge, Verschränkung von Territorial-, Kategorial- und Freigruppenprinzip; und sie sehen die Gemeinde-reform als möglichst demokratischen Basisprozeß mit Auswirkungen auf die Diözese, als ob – so möchte man immer wieder einwenden – mehr Demokratie auch schon mehr Leben in den Gemeinden garantiere. Während W. Krammy diese Thesen eher zustimmend ergänzt, übt E. Walter daran heftige Kritik („Gemeindereform ist unmöglich, wenn sie von dem absieht, was Gemeinde zur Gemeinde macht und die Kirche zur Kirche, d. h. wenn die theologische Dimension ausgeklammert wird oder werden soll“), hält sie aber für nützlich.

Auch das sehr beachtete, gepriesene und geschmähte Büchlein „Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance“ von K. Rahner¹⁸ befaßt sich u. a. mit der Bedeutung der Basisgruppen und betont mit Recht die Notwendigkeit von Experimenten. Teilweise wurde ihm eine eigentümliche Verachtung der Volkskirche vorgeworfen. Mit größerem Recht wäre m. E. zu kritisieren, daß er zuweilen den im Grunde wenig sagenden Ratschlag zu geben scheint, es sei irgendwo eine echte

¹⁶ In: *Synode*. Amtliche Mitteilungen der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland 3/1972.

¹⁷ *Gemeindereform – Prozeß an der Basis*. Verlag Herder, Freiburg 1970; vgl. auch F. Klostermann, *Die Gemeinde Christi. Prinzipien-Formen-Dienste* (Christliches Leben heute Bd. 15/16). Verlag Winfried Werk, Augsburg 1972.

¹⁸ Herderbücherei Band 446, Freiburg, Basel, Wien 1972. Zitate S. 124 f.

Mitte zwischen bestimmten Extremen einzuhalten¹⁹. „Wo genau diese echte Mitte zwischen Sekte und bloßem Verwaltungssprengel der Amtskirche liegt, das ist wohl heute weithin noch eine dunkle und ungelöste Frage.“ Aber unter gewissen Bedingungen werden die Basisgemeinden „die Träger der eigentlich missionarischen Kraft der Kirche für die Zukunft sein können“. Damit sei andererseits wiederum nicht bestritten, „daß es ein allgemeines, für alle verpflichtendes, aber genügend Freiheit und Individualität der Einzelgemeinden gewährendes Kirchenrecht . . . geben muß usw.“. Jedenfalls wäre es eine ungerechte Vereinfachung, Rahners ekklesiologische Zukunfts-Strategie auf die einer „Gesundschumpfung“ reduzieren zu wollen.

b) Was nun das Phänomen der tatsächlich vorhandenen Versuche bzw. der theoretischen Modellvorstellungen neuer Gemeinschaftsformen betrifft, sollte man zunächst einmal dankbar sein, daß überhaupt etwas geschieht. Die Hauptschwierigkeit besteht ja heute wohl nicht darin, eine übergroße Fülle neuartiger Gemeinschaftsbildungen kirchenrechtlich aufzufangen und in die amtlichen Strukturen der Kirche zu integrieren, sondern eher darin, das Entstehen lebendiger Gemeinden zu fördern. Man tut zunächst einmal gut daran, auch in dieser Angelegenheit dem Rat des alten Gamaliel zu folgen, welcher meinte: „Laßt ab von diesen Männern und gebt sie frei; denn wenn dieses Vorhaben oder dieses Werk von Menschen stammt, wird es zerstört werden; stammt es aber von Gott, so könnt ihr sie nicht vernichten; sonst werdet ihr noch als Kämpfer gegen Gott dastehen“ (Apg 5, 38 f). Geduld ist jedenfalls vonnöten.

Trotzdem wird man nicht leichtfertig darüber hinwegsehen können, daß die Experimente bzw. die Modelle nicht ohne weiteres heilbringendes Leben garantieren. Anfänglich faszinierende Impulse können ein böses Ende nehmen. Eine bekannte Regel zur Unterscheidung der Geister fordert deshalb: „Wir müssen sehr achtgeben auf den Verlauf der Gedanken . . . Wenn aber einer im Ablauf seiner Gedanken bei einer schlechten oder ablenkenden Sache endet . . . oder wenn es die Seele schwächt und verwirrt, indem es ihr den Frieden, die Stille und Ruhe, die sie vorher hatte, wegnimmt, so ist dies ein klares Zeichen, daß es vom bösen Geiste her stammt, dem Feind unseres Fortschritts und ewigen Heiles“ (EB Nr. 333). Der Böse kann sich als Engel des Lichtes verstellen.

Eine Gefahr liegt in der Versuchung, daß sich eine neue Bewegung in der Begeisterung des Anfangs absolut setzt und andere Gemeinschaften oder Begabungen abwertet oder geringschätzt. Schon Paulus muß seine Leser erinnern, daß der Leib der Kirche nicht bloß aus einem Glied besteht, sondern aus vielen (1 Kor 12). Nicht die Form und auch nicht die Leistung einer Gemeinschaft ist entscheidend, sondern die Liebe. Angewendet auf unsere Situation, könnte man seine Mahnung übersetzen: Wenn ich die Sprachen der Soziologen und Politologen rede, alle Geheimnisse der Gruppendynamik beherrsche und ganze Berge von Traditionsballast abzubauen verstünde, aber die Liebe nicht hätte, so wäre ich nichts (1 Kor 13). Ja, ohne Liebe ist Gemeinschaft überhaupt unmöglich.

¹⁹ Berechtigung und Schwächen dieses Denkmodells sind nachzulesen bei A. Bühler, *Die goldene Mitte. Ein Denkmodell kritisch untersucht*, in: *Orientierung* 1968, 89–91.

Hinter dem Ideal von Boquen („Man versammelt sich nur, um sich zu trennen“) steht zweifellos ein berechtigtes Anliegen. Besret hat sein Kloster mit einem Kulturzentrum verglichen. Er legitimiert gewissermaßen den Zustand beständigen Fragens, will keinen Menschen von der *Communio* ausschließen, möchte bestehende Mauern abbauen. Seine Arbeit bedeutet Trost und Hilfe für viele. Offensichtlich aber neigt er dazu, die tatsächlich gegebenen Trennungen und Gegensätze eschatologisch zu überspringen oder nicht genügend ernst zu nehmen. Lauert nicht auch hinter den Basisgruppen von Haulotte („lieux de passage“) die Versuchung des christlichen Pilgers (1 Petr 2, 11; Hebr 11, 9–13), zu einem fahrenden Zigeuner zu werden, der sich nirgendwo wirklich engagiert? Der Glaube, durch den wir nicht mehr Fremde ohne Bürgerrecht sind, kennt zugleich ein Haus, das schon hier auf Erden Geborgenheit schenkt (Eph 2, 19 f).

Nicht zu Unrecht steht daher die „Integrierte Gemeinde“ in München auf dem Standpunkt, „daß das Convivium (= das Festmahl) das Convivere (= das Zusammenleben) erfordert“. Sie widersetzt sich dem Trend der Zeit, der in die Anonymität der Großunternehmen flüchtet. Sie geht davon aus, daß die „Integration zu einem Leib“, das „ein Herz und eine Seele“ der Apostelgeschichte, keine eschatologische Utopie, sondern eine christliche Möglichkeit ist, die es hier und heute zu realisieren gilt²⁰. Aber wenn jede Antwort auf jede Frage „Gemeinde“ heißt, entsteht dann wiederum nicht die Neigung – abgesehen vom Problem der personalen und familiären Zerreißproben –, zu vergessen, daß der Herr gesagt hat: „Wer nicht gegen uns ist, der ist für uns“ (Mk 9, 40)? Das ist keineswegs der Ausdruck einer liberalen Parteimoral, sondern weist ursprünglich fanatische Jünger Jesu in die Weite des Evangeliums. Sie sollen die Ebene der Gruppenmoral verlassen, gruppenfremde Initiativen dulden und fähig bleiben, Übereinstimmungen wahrzunehmen. Das Prinzip der Wahlverwandtschaft darf nicht neue Mauern aufrichten.

Zwischen den extremen Bewegungen gibt es vielerlei Akzente. Seien sie nun mehr volksgemeinnützlich, mehr personal, territorial, kategorial, brüderlich, liturgisch, enthusiastisch, kritisch, stabil oder beweglich, sie alle haben ihre Einseitigkeiten, die zunächst grundsätzlich legitim sein können. Es wäre unklug, aus lauter Angst vor Gefahren und Versuchungen, sich nirgendwo zu engagieren. Das wäre eine neue Versuchung. Aber man könnte aus der Kirchengeschichte noch manches lernen, um wenigstens allzu grobe Torheiten zu vermeiden. Dazu gehört m. E. auch die Erkenntnis, die K. Forster im Blick auf das Leitmotiv des Dienstes der frühen Kirche (Danksagung und Bruderliebe) ausgesprochen hat: „Von diesem verpflichtenden Ansatz her erwies sich jede Sozialform als Chance und als Begrenzung für die Verwirklichung der Sendung“²¹.

Franz-Josef Steinmetz SJ

²⁰ Vgl. Leo Alting von Geusau, *Kommunen und Basisgruppen – ein Weltphänomen*, in: Orientierung 1972, 34–37; über die Schwierigkeiten der Wohngruppen informiert anschaulich U. Schickling, *Kein Platz für Gruppensex. Wohngemeinschaften – eine Alternative zur Kleinfamilie?* in: Deutsche Zeitung (Christ und Welt) 18. 5. 1973, Seite 36.

²¹ „Soll sich die Kirche gesundschrumpfen?“ in: „Augsburger Zeitung“ 24. 3. 1973, Seite 40.